

Hartmut Schäfer: **Die evangelische Martinskirche in Gruibingen,
Kreis Göppingen**

Ein archäologischer Beitrag zu ihrer Geschichte

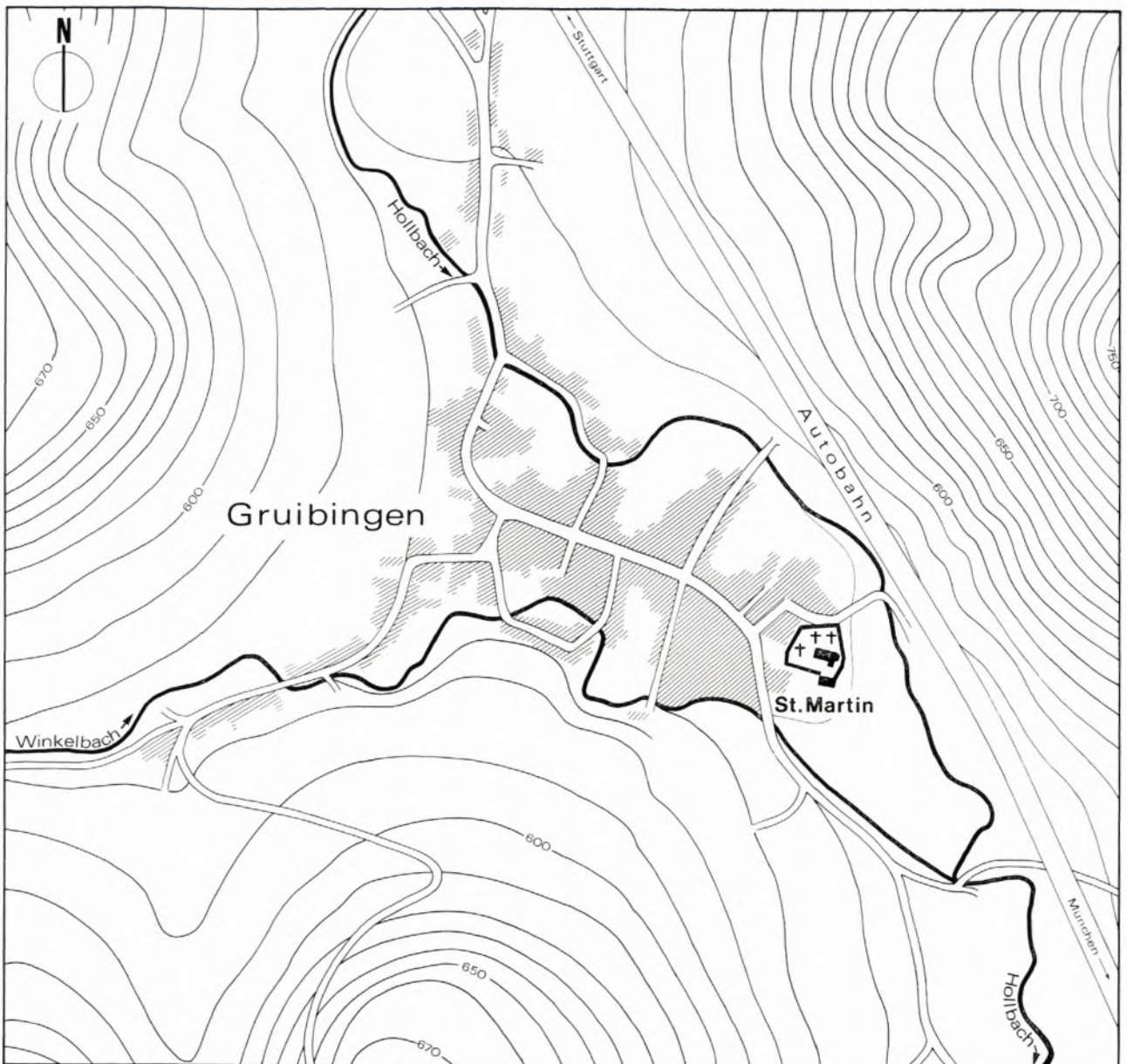
Die Not und der beengende Zwang, denen sich das Landesdenkmalamt derzeit wegen seiner finanziell und personell äußerst angespannten Situation ausgesetzt sieht, wirken sich keinesfalls nur im Bereich der speziellen und besonders kostenträchtigen Bau- und Kunstdenkmalpflege negativ aus. Auch die Disziplinen der Bodendenkmalpflege und der Mittelalterarchäologie sehen sich oft unliebsam behindert in der Erfüllung ihrer Aufgabe, Bodendenkmale und -archivalien auf dem Weg über archäologische Ausgrabungen im Sinne des Denkmalschutzgesetzes zu erhalten und der Wissenschaft zugänglich zu machen. Bodenuntersuchungen müssen, wenn man schon nicht völligen Verzicht zu leisten hat, teilweise in einer Sparform durchgeführt werden, die mit dem Begriff „Notgrabung“ kaum deutlich genug umschrieben ist und sich dem Laien in ihrer Eigenart eher offenbart, wenn man von der großen Gewissensnot spricht, in welche der an wissenschaftliches Arbeiten und Vorgehen gewöhnte und gebundene Bodendenkmalpfleger oder Mittelalterarchäologe durch solche letztlich auf Stückwerk hinauslaufende Notarbeit getrieben wird. Der Ablauf der Ausgrabungen in der evangelischen Martinskirche zu Gruibingen, eines Unternehmens der Mittelalterarchäologie, mag hier beispielhaft als *pars pro toto* einstehen.

Die bauliche Substanz der Gruibinger Kirche (vgl. Abb. S. 11), mehr aber noch das auf fränkische Zeit hinweisende Martinspatrozinium und die fraglos alamannische Bildung des Ortsnamens ließen den Platz des Gotteshauses immer schon als historisch und archäologisch besonders „verdächtig“ erscheinen, so verdächtig zumindest, daß es dem Landesdenkmalamt unter normalen Verhältnissen eine Selbstverständlichkeit gewesen wäre, bei passender Gelegenheit gerade an diesem Ort eine gründliche archäologische Untersuchung durchzuführen. Als sich jedoch im Jahre 1973 eine derartige und die auf lange Zeit überhaupt letzte noch mögliche Gelegenheit geradezu zwingend anbot durch die Absicht der Kirchengemeinde, den Kirchenbau einer gründlichen Gesamterneuerung zu unterziehen, mußte das Denkmalamt resignieren. Das für den Regierungsbezirk Stuttgart und mithin auch für Gruibingen einsetzbare Zwei-Personen-Team der Mittelalterarchäologie war unabhkömmlich an andere Grabungsorte gebunden. Geldmittel für die Ausgrabung, die bei deren überschaubarem Umfang den Aufwand von etwa 15–20 000 DM hätten abdecken müssen, waren nicht mehr verfügbar und auch durch Abzweigen vom Etat für andere Unternehmungen nicht

frei zu machen. Sollte man also an einem so geschichtsträchtigen Platz die Segel streichen und sich in die oft genug zur Selbstberuhigung bemühte Ausflucht schicken, man könne eben nicht alles machen und müsse den Späteren auch noch einiges überlassen?

Daß sich diese Frage wenigstens teilweise von selbst und in einem durchaus erfreulichen Sinne erledigte, ist weniger der Tatsache zu verdanken, daß Bauherr und Architekt von seiten des Denkmalamtes angehalten wurden, bei den für die Neugestaltung des Fußbodenbereichs erforderlich werdenden Eingriffen ins Erdreich sorgsam auf das Vorkommen von historischen Einschlüssen zu achten und deren Entdeckung unverzüglich bekanntzumachen. Es war vielmehr das lobenswerte persönliche, vom bauleitenden Architekten unterstützte Interesse von Pfarrer Conz für die Geschichte seiner Kirche, das hier Abhilfe geschaffen und es zuwege gebracht hat, daß mit Herrn Oberstudienleiter i. R. Kley, Geislingen, ein Mann aktiviert werden konnte, der aus freien Stücken und kraft seiner Erfahrung in der Lage war, die Bodeneingriffe von Anbeginn am Ort zu überwachen und auf die Dokumentation der Bodenurkunden wenigstens in groben Umrissen zu achten. Dem selbstlosen, über lange Wochen sich hinziehenden Einsatz von Herrn Kley sind einige der wichtigsten archäologischen Aufschlüsse und Funde (etwa das goldene alamannische Ohrgehänge; vgl. Abb. S. 12) zu verdanken, und in mancher Weise hat er auch die Basis bereitet, von der aus die freilich nur punktuell gezielten Untersuchungen der Mittelalterarchäologen später dann vorgetrieben werden konnten.

So erfreulich die auf derart ungewöhnliche Weise erreichten Grabungsergebnisse sind, von denen der nachfolgende Beitrag spricht, so unleugbar ist das Unbehagen, das beim Denkmalpfleger zurückbleiben mußte. Nicht vor allem, weil die Gruibinger Ausgrabung eben doch nur in Teilen durchzuführen war und eine Reihe von Einsichten und gewiß auch einige wertvoll-aufschlußreiche Funde dem Boden überlassen blieben, sondern mehr, weil, was in Gruibingen durch das Zusammentreffen glücklicher Umstände möglich wurde, nicht als eine überall anderswohin übertragbare Selbstverständlichkeit genommen werden kann und zu befürchten bleibt, durch die schlechte Lage des Denkmalamtes könnten auch im Bereich von Bodendenkmalpflege und Mittelalterarchäologie unvertretbar große Verluste an historisch bedeutsamem Gut bedingt werden. (Bodo Cichy)



LAGEPLAN DER MARTINSKIRCHE IN GRUIBINGEN. Die Kirche liegt am Südostrand der Siedlung im Bereich eines nach Ausdehnung und Belegungsdichte nicht genau bekannten, aber durch einstmals reich ausgestattete Adelsgräber ausgezeichneten alamannischen Friedhofs des 7. bis 8. Jahrhunderts.

Die am Ortsrand der Gemeinde Gruibingen, Kreis Göppingen, gelegene Martinskirche verdankt ihr Aussehen im wesentlichen Erneuerungsmaßnahmen, die für die Jahre 1743 sowie 1865/66 überliefert sind; es ist jedoch leicht zu erkennen, daß die Anlage mit ihrem gedrungnen, massiven Turm und dem gotischen Polygonalchor in ältere Zeit zurückreicht (Abb. Seite 11). Die erste Erwähnung der Kirche fällt in das Jahr 1184: Walter von Schelklingen unterstellte die Gruibinger Kirche dem Kloster Ursberg bei Burgau. Wann diese hier beurkundete Kirche erbaut wurde, ist nicht überliefert, ebensowenig, ob sie die erste Kirche an dieser Stelle war. Hinsichtlich der älteren Geschichte ist man daher ganz auf die Auskünfte von archäologischen Untersuchungen angewiesen.

Die ersten archäologischen Beobachtungen wurden 1933 bei Erneuerungsarbeiten gemacht, bei denen Erdarbeiten notwendig wurden. Daß das, was man damals freilegte, überliefert wurde, verdanken wir dem

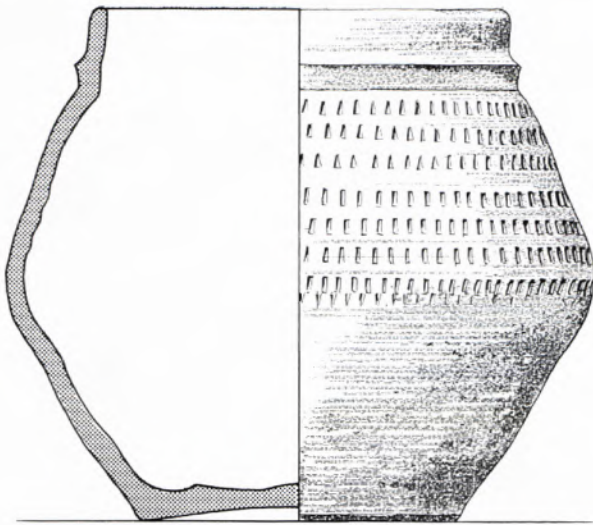
regen historischen Interesse des damaligen Pfarrers der Gemeinde, Walter Frieß. Bei den Arbeiten von 1933 wurden bereits Teile des unmittelbaren Vorgängerbaues der heutigen Kirche freigelegt, insbesondere die Apsis, Teile der Längsmauern und Fundamente im Turmbereich. Diese älteren Einzelbeobachtungen, die sich noch nicht zu einem zusammenhängenden oder gar vollständigen Gesamtbild zusammenfügen ließen, konnten den jüngst abgeschlossenen Grabungen als Anhaltspunkt dienen.

Der merowingische Horizont

Deutet die Endung '-ingen' des Ortsnamens Gruibingen schon darauf hin, daß die Anfänge der am Aufstieg zur Alb nahe dem Drackensteiner Hang gelegenen Ansiedlung bis in merowingische Zeit zurückreichen, so wurde der archäologische Beweis dafür durch die Freilegung von insgesamt fünf, teils intakten, teils



DIE MARTINSKIRCHE ZU GRUBINGEN VON NORDOSTEN. Das an sich bescheiden dimensionierte Bauwerk wird beherrscht von dem mächtigen, bollwerkartigen Westturm. Wie bei den jetzt durchgeführten Untersuchungen eindeutig nachzuweisen war, gehört er, der Nachfolger eines kleineren Vorgängers ist, ebenso wie die jetzt mit großen Fenstern des 18. Jahrhunderts durchlöchernten Sargmauern des Kirchenschiffes überwiegend dem 12. Jahrhundert zu. Das polygone Chorhaupt ist im 15. Jahrhundert an die Stelle einer im Halbkreis geführten romanischen Apsis getreten (vgl. Abb. Seite 17 oben).



IRDENES GEFÄß MIT ROLLSTEMPELVERZIERUNG. Im Grab einer alamannischen Frau gefunden, enthielt dieses Gefäß noch Getreidereste, die Überbleibsel der Wegzehr für den Gang der Verstorbenen ins Jenseits.

gestörten Bestattungen erbracht, die aufgrund ihrer stratigraphischen Situation oder wegen ihrer Grabbeigaben der merowingischen Zeit zugeordnet werden müssen. In den Erdprofilen zeigte sich, daß die Grabgruben die Humusschicht der alten Erdoberfläche durchstießen und in die lehmige, mit Steingeröll durchsetzte Übergangsschicht zum gewachsenen Boden eingetieft waren; in den Grabfüllungen konnten Reste der Humusschicht festgestellt werden.

Eine dieser Bestattungen enthielt ein männliches Skelett, das wohl auf einer hölzernen Unterlage (Totenbrett?) gebettet war, wie Spuren von Holz nahelegen. An der linken Seite, den linken Unterarm überlagernd, wurde ein kurzes Hiebschwert (Sax) als Grabbeigabe festgestellt, dessen Scheide einen ornamentierten Bronzebeschlag zeigt. Diese Ornamentik wird erst nach der Restaurierung des Fundes besser zu erkennen und zu bestimmen sein. Eine andere Bestattung enthielt ein aufgrund der Beigaben wohl als weiblich bestimmtes Skelett, das nur teilweise un-

GOLDENER OHRRING MIT ALMANDIN- UND GLASEINLAGE UND GRANULATION. Wohl die Arbeit oberitalienischer Goldschmiede des 6./7. Jahrhunderts, stammt dieser als Streufund entdeckte kostbare Ohrschmuck aus einem noch vor der Erbauung der ersten Gruibinger Steinkirche ausgeraubten alamannischen Frauengrab. Natürliche Größe.



gestört war: der obere Teil, vom Becken aufwärts, wurde entfernt, als man die Grube für eine spätere Bestattung aushob. Neben dem linken Oberschenkel des merowingischen Skeletts, das auf ausgestreutem Kalk lag, wurden ein eisernes Messer sowie die Reste eines Beinkammes gefunden. Östlich der Bestattung, deren Füße – teilweise auch die Unterschenkelknochen – völlig vergangen waren, befand sich ein intakter doppelkonischer Keramiktopf mit Rollstempelverzierung (Abb. links oben), in dessen Innerem man noch Reste einer Speisebeigabe (Getreide) beobachten konnte.

Den wertvollsten Fund des alamannischen Horizonts stellt ein goldener Ohrring dar, der im Südwestbereich des Kirchenschiffs zutage trat (Abb. links unten; vgl. auch farbiges Titelbild von Heft 1/1974 des Nachrichtenblattes). Zwar legt dieser Fund Zeugnis ab von der überragenden Qualität, die kunstgewerbliche Erzeugnisse merowingischer Zeit erreichen konnten, doch bleibt der Ohrring ohne große archäologische Aussagekraft, da es sich bei ihm um einen Streufund handelt. Die Bestattung – vermutlich einer Frau der Oberschicht –, von der dieser Ohrring wahrscheinlich stammt, war völlig gestört. Es fand sich auf einem Estrich, der die Abmessungen des Grabes rekonstruierbar machte, lediglich ein Oberschenkelknochen. Diese Bestattung wurde bereits vor der Anlage des ersten Kirchenbaues zerstört und beraubt.

Die alamannischen Gräber, die in den untersten Erdschichten aller bei der Ausgrabung angelegten Schnitte angetroffen wurden, zeigen, daß die in der Folgezeit an dieser Stelle errichtete Kirche über einem alten Friedhof steht.

Alle freigelegten Bestattungen waren orientiert (Kopf im Westen mit Blick nach Osten). Die Beigaben erlauben eine ungefähre zeitliche Bestimmung der Gräber, die sich jedoch erst nach vollständiger Auswertung der Grabungsbefunde und der Funde im einzelnen wird belegen lassen. Ist der erwähnte Keramiktopf aufgrund seiner doppelkonischen Form und seiner Rollstempelverzierung ins 6. oder 7. Jahrhundert zu datieren, so wird der mit Almandineinlage und Glasfluß verzierte Ohrring im 7. oder 8. Jahrhundert entstanden sein. Eine solche Datierung dieser nicht einheimischen Arbeit wird gestützt durch die Art des vermutlich zugehörigen Sargs, der aus großen Steinplatten zusammengesetzt gewesen sein muß; in situ befand sich lediglich noch die westliche Schmalseite dieses Steinplattengrabes (Abb. Seite 14). Eine mit Verputz und Mörtelstrich versehene Grabkammer, die in unmittelbarer Nähe der zuvor erwähnten freigelegt wurde (Abb. Seite 17 unten), deutet ebenfalls darauf hin, daß der Friedhof bis in spätmerowingische Zeit belegt worden ist.

Die Kirchenbauten

Der Umstand, daß die erste Gruibinger Kirche über einem bereits existierenden Gräberfeld errichtet wurde (die Motivation dafür hier auszubreiten, würde zu weit führen), erklärt die Lage der Kirche zum Ort: sie bezeichnet nicht – wie es zumeist der Fall ist – den alten historischen Kern der Siedlung, sondern hat die heutige Randlage schon von Anbeginn besessen.

Andernorts, z. B. in Brenz, wurde beobachtet, daß im Zusammenhang mit Friedhofsanlagen in frühmittelalterlicher Zeit Holzkirchen errichtet wurden. Im ergraben Bereich der Gruibinger Martinskirche (etwa 1/3 der überbauten Gesamtfläche) konnte ein hölzerner Vorgängerbau nicht nachgewiesen werden, was jedoch nicht ausschließt, daß er vorhanden war oder an einer benachbarten Stelle gestanden hat. Dagegen ließen sich durch die archäologischen Untersuchungen zwei steinerne Vorgängerbauten der heutigen Kirche feststellen (Abb. Seite 15).

Kirche I

Vor Anlage der Kirche I wurde das nach Osten zum Hollbach hin abschüssige Gelände einplaniert. Dieser den Bauplatz vorbereitende Arbeitsgang wird dadurch belegt, daß in den Bereichen, die durch die Anlage alamannischer Gräber nicht gestört waren, die alte Humusschicht im Westen der Kirche nicht angetroffen wurde, während sie im Osten noch erhalten war. Um einen ebenen Baugrund zu gewinnen, wurde demnach im westlichen, ursprünglich höher aufsteigenden Bereich, Erde abplaniert und danach der Platz mit einer Packung Lehm eingeebnet.

Der Kirchenbau, der nun angelegt wurde, besaß eine Fundamentierung aus in Mörtel verlegten Bruchsteinen, auf denen Mauerwerk aus gut behauenen Tuffsteinquadern von handlichem Format aufsetzte. Mauerteile dieser Kirche wurden im Apsisbereich im Zuge der Nord-, Ost-, Süd- und Westwand freigelegt, so daß sich der Kirchengrundriß eindeutig ermitteln ließ. Es handelt sich bei Kirche I um einen langrechteckigen Saal von ca. 12 Meter Länge und ca. 8 Meter Breite, an den sich im Osten eine eingezogene, unregelmäßig gestelzte Rundapsis (Abb. Seite 15) von etwa 1,90 Meter lichter Tiefe anschloß. Über die Zugänge zum Kirchenschiff lassen sich keine Angaben machen. Einen westlichen Eingang kann man als sicher annehmen, ein südlicher oder nördlicher wurde nicht festgestellt, da die Mauern der Kirche I von späteren Mauerzügen überlagert werden, deren weiträumige Unterhöhlung für den gegenwärtigen Bau ein schwer kalkulierbares statisches Gefahrenmoment bedeutet hätte.

Der zur Kirche I gehörige Altar stand etwas westlich vor dem Ansatz der Apsis auf einem 0,10 Meter hohen Sockel, gegen den der erste Estrich der Anlage anzog. Der Sockel wurde unter Beibehaltung dieses Estrichs im Rahmen einer Renovierung – wie Putzreste und Holzkohle anzeigen – um weitere 0,14 Meter erhöht. Die Seiten dieses Altarunterbaues waren aus Tuffsteinen aufgemauert und verputzt.

In der Folgezeit fand eine Kirchenrenovierung statt, die archäologisch dadurch faßbar ist, daß die Kirche einen neuen Fußboden in Form eines Mörtelstrichs erhielt. Der Altarsockel wurde in dieser Zeit vielleicht aufgegeben, jedenfalls aber auf seine podestartige Erhöhung verzichtet, denn der neue Fußboden zieht über den älteren Altarsockel hinweg, ist mit ihm höhengleich.

Ein Brand, der besonders den östlichen Bereich der Kirche getroffen haben muß, wie eine Brand- und Schuttschicht anzeigt, hatte eine abermalige Restaurierung und die Anlage eines dritten Fußbodens zur

Folge. Ein neuerlicher Brand, der, nach der Mächtigkeit der Brandschicht zu urteilen, sein Zentrum im Westen hatte, markiert das Ende der Kirche I. Eine Renovierung des beschädigten Baues wäre offenbar zu aufwendig und kostspielig gewesen, so daß man sich entschloß, die Kirche abzubauen und durch einen Neubau zu ersetzen.

Kirche II

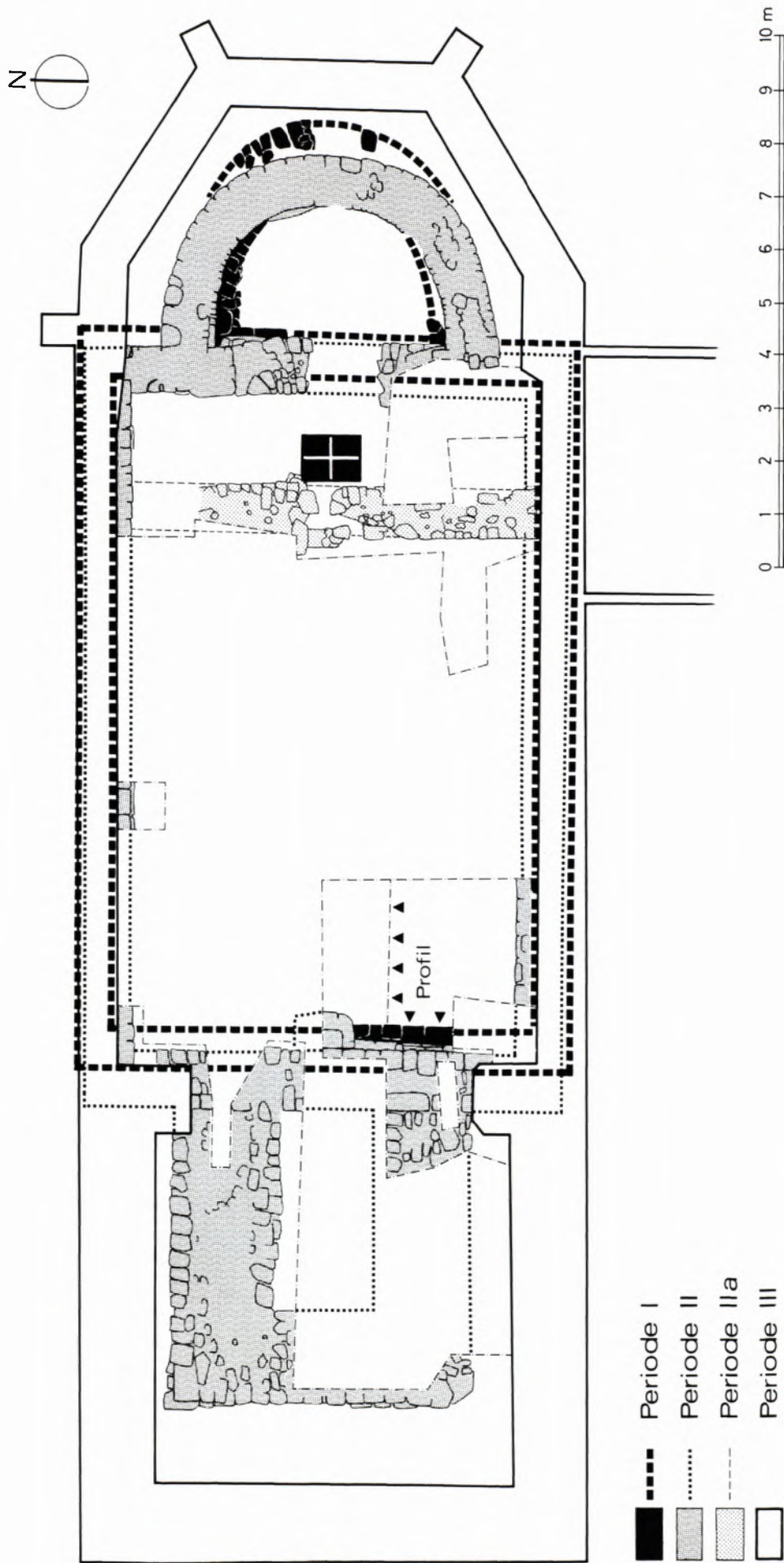
Der zweite Gruibinger Kirchenbau entspricht in seinen Abmessungen weitgehend der Kirche I. Der neue Kirchenraum war geringfügig schmaler und länger als der vorausgegangene. An der Ostseite wurde über dem Spannfundament zwischen den Ansatzpunkten der Apsis ein neues angelegt; die ältere, im Grundriß unregelmäßig gestelzte Apsis, wurde durch eine halbrunde abgelöst (Abb. S. 17). Die aus Sand- und Kalksteinen gelegten Fundamente des Kirchensaales setzten teilweise auf der Abbruchkrone des Vorgängerbaues auf; das aufgehende Mauerwerk entspricht dem der Kirche I: die Tuffsteinquadern des abgebrochenen Baues wurden für den Neubau wiederverwendet.

Neu gegenüber der Grundrißkonzeption des Baues I ist ein Turm, dessen Grundmauern im heutigen Turmbereich freigelegt wurden (Abb. Seite 15). Er war schmaler als das zugehörige Kirchenschiff und wies eine längsrechteckige, west-ost-gerichtete Grundrißform auf. Das untere Turmgeschoß stellte eine korridorartige Durchgangshalle dar, die den westlichen Turmeingang mit dem Eingang zum Kirchenschiff verband. An der Westwand, in der Nähe der Mittelachse der Kirche, wurden zwei Treppenstufen freigelegt (Abb. Seite 14), die den Durchgang vom Turm zum Kirchenschiff bezeichnen und zugleich Aufschluß geben über das Höhenverhältnis dieser beiden Bereiche zueinander.

Die Kirche II wurde einer Erneuerung unterzogen, die archäologisch durch die Anlage eines neuen Fußbodenestrichs erkennbar ist. Ausgelöst wurde die Renovierung wohl durch einen Brand, der – lokal begrenzt – im Zentrum der Kirche stattgefunden hat. Im westlichen Bereich der Kirche finden sich keine Brandspuren. Dort liegt über dem ältesten Estrich dieser Kirche eine sandig-lehmige Schmutzschicht, die anzeigt, daß der Fußboden über einen längeren Zeitraum hinweg begangen worden sein muß. Vor Anlage des neuen Bodens wurde das Kircheninnere mit einer Lehmschicht einplaniert.

In zeitlichem Zusammenhang mit der Anlage dieser Lehmschicht und des Estrichs steht ein Nord-Süd verlaufendes Fundament, das unweit der Ostwand des Kirchenraumes zwischen die Längsmauern des Baues eingespannt ist (Abb. Seite 15, Periode IIa). Auf den Zweck dieser recht unregelmäßigen Steinsetzung deutet nichts hin, man kann aber vielleicht annehmen, daß es sich um ein Chorschrankenfundament handelt.

Zwei Bestattungen, die der Kirche II zuzurechnen sind, konnten festgestellt werden. In beiden Fällen handelt es sich um Steinsarkophage. Während der eine offenbar zum zweiten Mal verwendet wurde, wie vermörtelte Bruchstellen des monolithen Sargtrogs und des Decksteines anzeigen, wurde der andere beschädigt, als man ihn in späterer Zeit aus der Kirche entfernen



ARCHÄOLOGISCHER PLAN DER GRUIBINGER MARTINSKIRCHE. Die Planübersicht weist aus, daß die Ausgrabung nur einige, wenn sicher auch die wichtigsten Teile des Kirchenareals einer sorgfältigen Untersuchung zuführen konnte. Das ist insbesondere deshalb zu bedauern, weil es auf diese Weise verunmöglicht wurde, einen in Holzbauweise aufgeführten „Urkirchenbau“ zu erfassen, wie man ihn mit Rücksicht auf die Erfahrungen an vergleichbaren Kirchorten an diesem durch einen alamannischen Friedhof ausgezeichneten Platz beinahe als sicher vermuten dürfte. Befriedigen kann das Grabungsergebnis jedoch dadurch, daß es gelang, die bauliche Eigenart zweier Vorgängerkirchen (Perioden I und II) und auch der heutigen Kirche (Periode III) zu erfassen bzw. verständlich zu machen.

erheblich jüngere Zeit datiert werden. Diese unmittelbare Nachbarschaft zweier Schichten, zwischen deren Entstehen große zeitliche Differenz liegt, ist nur dadurch erklärbar, daß vor dem Entstehen der jüngeren Schicht ältere Schichten, die diese Zeitspanne hätten füllen können, abplaniert wurden.

Kirche III

Der dritte Bau der Martinskirche war im Grabungsbereich stratigraphisch nicht mehr faßbar. Bei den jüngsten Restaurierungsarbeiten, wie schon bei den Erneuerungsarbeiten von 1933, zeigte sich, daß der gegenwärtige Bau, dessen Gestalt durch Umbauten und Erneuerungen bestimmt ist, im Kern romanisch und offenbar – so können wir heute feststellen – jener Bau ist, der die Kirche II abgelöst hat (Abb. S. 18). Vielleicht wurde für die Kirche III die Apsis der Kirche II beibehalten, vielleicht wurde über dem alten Chormauerwerk eine neue Apsis gebaut. Diese Frage läßt sich nicht mehr klären; weder 1933, noch bei der jüngst abgeschlossenen Grabung wurden Reste einer dritten, vorgotischen Apsis gefunden, die zerstört worden sein müßte, als man den heute noch vorhandenen gotischen Polygonalchor dem Kirchensaal anfügte. Man kann die Möglichkeit, daß eine solche Apsis existierte, jedoch nicht ausschließen, denn bei der Anlage eines gotischen Plattenbodens wurde das Fußbodenniveau erheblich abgesenkt; die stratigraphischen Schichten, die über den Abbruch der Kirche II und die Anlage der Kirche III hätten Aufschluß geben können, wurden dabei bis auf den oben erwähnten Brandhorizont der Kirche II abplaniert, so daß heute über der Brandschicht die um Jahrhunderte jüngere, mit dem gotischen Fußboden in Zusammen-

hang stehende Schicht liegt. Die Tieferlegung des Fußbodens datiert – wenn man zwei Münzfunden trauen darf – ins 15. Jahrhundert.¹⁾

Auch der gedrungene Turm der heutigen Martinskirche gehört – wenigstens in seinen unteren Geschossen – der Bauperiode III an. Sein romanischer Ursprung ist unschwer an den rundbogigen, kleinformatigen Fenstern abzulesen, die z. T. gelegentlich einer gotischen Erneuerung in Fenster mit leichten Spitzbögen umgearbeitet wurden. Das Grundgeschoß des Turmes war durch eine große Rundbogenöffnung mit dem eigentlichen Kirchenraum verbunden, ähnlich, wie es noch heute zu sehen ist.²⁾

Datierung

Läßt sich eine relative Chronologie, der Ablauf der architektonischen Geschichte der Martinskirche aufgrund der Bodenschichtungen, rekonstruieren, so ist man bei der absoluten Datierung, der zeitlichen Bestimmung von Aufbau, Renovierung und Abbruch der drei Kirchen, auf datierbare Funde innerhalb der Bodenschichten angewiesen. Solche Funde, bei denen eine Zugehörigkeit zu einer nachträglichen Störung der Schichtenfolge mit Sicherheit ausgeschlossen werden kann, sind fast gänzlich ausgeblieben. So lassen sich für die drei Kirchen nur ungefähre Zeitstellungen beibringen. Diese Datierungen können bis zur vollständigen Auswertung der Grabungsbefunde und -funde nur vorläufigen Anhalt bieten.

Die Kirche I liegt über einem Friedhof, der den aufgefundenen Gräbern zufolge bis ins 8. Jahrhundert belegt wurde. Die Grundrißform der Kirche I mit

¹⁾ Dieser Datierungsanhalt geht gut zusammen mit den ebenfalls ins 15. Jahrhundert zu verweisenden freskalen Malereien, die sich auf den Innenwänden von Chor und Schiff des heutigen Baues fanden und derzeit restauriert werden. Zwei zeitlich etwa durch ein halbes Jahrhundert voneinander getrennten Malhorizonten zugehörend und mit eher belanglosen Dekormalereien des 16. und 17. Jahrhunderts vergesellschaftet, zeigen sie in der damals fast obligatorischen mehrzonigen Aufreihung von Einzelbildern Motive aus der Schöpfungsgeschichte, aus dem Leben Jesu und aus seiner Passion. Ein Bild ist dem Kirchenpatron Martin gewidmet, und im polygonalen Chor, der sein gotisches Rippengewölbe sicher erst beim Umbau des 18. Jahrhunderts verloren hat, es aber durch Relikte von Rippenkonsolen und die klar ablesbaren Anschlüsse der Wölbung an das aufgehende Mauerwerk quasi in einer Negativform noch vorzuzeigen wußte, erscheinen die Evangelisten mit ihren Symbolfiguren. Dort finden sich auch – eine gewisse Rarität – großfigurige „Versuchungsbilder“, in denen sich nicht mehr näher identifizierbare Menschen den Verlockungen prachtvoll agierender Teufel ausgesetzt sehen. Für die Bildinterpretation wie für die Bildwiedergabe wird man ebenso wie für die präzisere Datierung den Abschluß der restaurativen Arbeiten abwarten müssen.

(Bodo Cichy)

²⁾ Was es mit dem erstaunlich großräumigen Emporengeschoß des Turmes für eine Bewandnis hat, ob es schon zur ursprünglichen, also der romanischen Baukonzeption zu rechnen ist oder aber einen späteren Umbau anzeigt, ist derzeit ebenso wenig schlüssig zu klären wie die Frage nach der anfänglichen Funktion. Insoweit könnte man, ausgehend vom Raumangebot, daran denken, das fragliche Obergeschoß, das sich mit dem (heute verlorenen) großen,

im Halbrund geführten Scheidebogen zwischen Schiff und Turm zum Kirchenraum öffnete, sei vielleicht den Insassen eines (freilich nirgendwo bezugten) kleineren Frauenklosters zugehört, also eine Nonnenempore gewesen. Die Nachbarschaft des 861 gegründeten benediktinischen Männerklosters Wiesensteig steht dieser Nonnenklostertheorie nicht grundsätzlich im Wege, denn das Nebeneinander von Klausuren für Männer und Frauen ist an anderen Orten vielfach bezeugt. Und dann: Jene einstweilen unerklärlichen stabilen Mauersetzungen, die sich nordwärts von außen an den romanischen Turm angebaut fanden (vgl. S. 18), ließen sich unschwer als die im übrigen durch den heutigen Friedhof unzugänglich versperrten Relikte von Klosterbauten begreifen. Auch die eher abseitige Lage, welche sich die Martinskirche bis heute bewahrt hat und die sich nicht mit irgendwelchen Besonderheiten der Topographie überzeugend begründen läßt, könnte für das zeitweilige Vorhandensein eines sicher bescheidenen Klosters sprechen. Jedenfalls muß die ungewöhnliche, auf die volle Breite des Kirchenschiffes gehende und mehr als die Hälfte der Grundfläche des Kirchenraums für sich beanspruchende Dimensionierung des Gruibinger Turmes einen besonderen Grund gehabt haben. Ohne diesen hätte man wahrscheinlich den solide gebauten, aber sehr schmalräumigen Turm des Vorgängerbaues nicht preisgegeben (vgl. Abb. Seite 15). Und daß man diesen Grund (wie andernorts) etwa in dem Verlangen eines ortsansässigen Adels nach der Verfügbarkeit eines baulich derart aufwendigen Emporensitzes zu suchen hätte, will gleichwohl von der Sache her wie auch deshalb nicht recht eingehen, weil für die mutmaßliche Erbauungszeit des Turmes, das 12. Jahrhundert, das Kirchenpatronat für ein auswärtiges Adelsgeschlecht (Schelklingen) und seit 1184 dann für das Kloster Ursberg bei Burgau in Bayerisch-Schwaben bezeugt ist. (Bodo Cichy)



BLICK AUF DEN ERGRABENEN CHORBEREICH DER KIRCHEN I UND II. Die heutige (gotische) Polygonapsis schloß sich an das Schiff der romanischen Kirche III an und verdrängte dabei eine im Halbrund gebildete Apsis. Deren Überreste (Fundament und ein oder zwei Lagen Aufgehendes) ziehen über diejenigen der unregelmäßig gestelzten Apsis von Bau I hinweg. Links vorne im Bild wird der zersprungene Deckstein eines der beiden steinernen Troggräber sichtbar, die zweifellos Adelsgräber, für Innenbestattungen in Kirche II dienten, später aber gestört wurden.

BLICK IN EINEN GRABUNGSSCHNITT IM SÜDWESTTEIL DES KIRCHENSCHIFFES. Die Abfolge der Schichten im rückseitigen Erdprofil erläutert dem Archäologen die Geschichte der Martinskirche (vgl. auch Abb. Seite 14). Rechts werden die Fundamente der Vorgängerbauten und die Südwand der heutigen Kirche sichtbar. Davor die Reste eines ausgeraubten gemauerten Alamannengrabes mit Mörtelstrich und Wandputz.





ROMANISCHES FENSTER VON BAU III. Bei den Arbeiten an den Wänden der heutigen Kirche konnten verschiedene, bisher vermauerte romanische Fensteröffnungen freigelegt werden. Ihre Leibungen weisen zum Teil noch die dekorative Bemalung des 12. Jahrhunderts auf (Bild oben).



ihrer unregelmäßigen, gestelzten Apsis spricht für eine Datierung ins 9. Jahrhundert, wobei ein Entstehen bereits im 8. Jahrhundert nicht ausgeschlossen werden kann. Die Kirche II scheint aufgrund der Art der Steinsetzung im Fundamentbereich der halbrunden Apsis im 10. oder 11. Jahrhundert errichtet worden zu sein. Aus der Brandschicht, die vermutlich das Ende der Kirche II markiert, wurden Funde geborgen, die zum größten Teil der Störung dieser Schicht durch das oben erwähnte Abplanieren des Bodens in gotischer Zeit zuzurechnen sind. Es fand sich im Zusammenhang mit der Brandschicht jedoch kein Fund, der der Zeit vor dem 12. Jahrhundert angehört, was man – mit allem Vorbehalt – als einen terminus ante quem non oder terminus ad quem für den Bau der Kirche III werten kann; dann wäre der im Kern romanische, noch heute bestehende Bau jene Kirche, die in der Urkunde von 1184 erwähnt wird.

Das Steinmaterial der Kirche I, das für die Kirchen II und III wiederverwendet wurde, gibt Rätsel auf. Für einen Bau etwa des 9. Jahrhunderts, sind gut behauene Steinquader äußerst ungewöhnlich. Man ist versucht anzunehmen, daß ein älteres, römisches Bauwerk, das nicht im Bereich der heutigen Kirche stand, als „Steinbruch“ für die Errichtung dieser Kirche diente. Steinsetzungen aus mächtigen, ganz römisch anmutenden Jurablöcken, die sich noch heute nördlich des Turmes befinden, wurden bisher weder genauer untersucht, noch findet sich ein Datierungshinweis.

Schlußbemerkung

Eine Betrachtung des Grabungsplans (Abb. S. 15) gibt Auskunft darüber, daß die Martinskirche in Gruibingen nur unvollständig ergraben wurde. Zwar war es möglich, aufgrund der stratigraphischen Befunde Einblicke in die historische Abfolge Gräberfeld – Kirche I – Kirche II – Kirche III zu gewinnen, jedoch mußte manche Frage offen bleiben. Diese Beschränkung bestimmt den Charakter von Notgrabungen, die durchgeführt werden müssen, will man nicht Bodenuerkunden ungesehen und uninterpretiert im Rahmen einer Kirchenrenovierung der Beseitigung preisgeben. Es ist ein Gedankenspiel, sich vorzustellen, daß neben dem ausgeraubten Grab, aus dessen Inventar der goldene Ohrring gefunden wurde, ein weiteres liegen mag, das mitsamt seiner Ausstattung erhalten ist, oder daß sich an anderer Stelle in den Schichten Keramikfragmente oder Münzen gefunden hätten, die eine relativ gute Datierung der einzelnen Kirchen oder ihrer Renovierungen ergeben hätten. Hier Gewißheit zu erlangen, war nicht möglich.

In einer solchen Situation mag es tröstlich sein, daß in den nichtergrabenen Bereichen der Kirche, wenigstens im unteren Bereich, Schichten erhalten geblieben sind, denen vielleicht einmal in späterer Zeit mit verfeinerten Methoden detailliertere Erkenntnisse abzugewinnen sind, als es jetzt möglich war.

ZUM AUTOR: Hartmut Schäfer, Dr. phil., leitet als wissenschaftlicher Mitarbeiter das Referat Mittelalterarchäologie bei der Zentralstelle des LDA in Stuttgart und ist für die einschlägigen Belange im Regierungsbezirk Stuttgart zuständig.